

Gemeinsame Ausgabe mit je  
eigenem Gemeindeteil in der Mitte

# saemann pfarrblatt

Christkatholisches  
Kirchenblatt

JGB-FORUM

## Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser

Das Experiment einer gemeinsamen Ausgabe von «saemann» und «pfarrblatt» vor Jahresfrist hat Lust gemacht auf mehr. Dieses «Mehr» liegt heute vor Ihnen in Form einer publizistischen Partnerschaft, an der neben Reformierten und Römisch-KatholikInnen auch Christkatholische und Juden beteiligt sind. Die Ökumene weitet sich damit aus zu einer interreligiösen Begegnung unter jenen Religionsgemeinschaften, die im Kanton Bern öffentlich-rechtlich anerkannt sind. Mit dem Judentum ist die älteste monotheistische Religion das jüngste

«Kind» in diesem Kreis: Die Annahme der kantonalen Verfassung im Jahr 1993 hat die rechtliche Gleichstellung der wenigen Hundert Mitglieder der Jüdischen Gemeinden von Bern und Biel sanktioniert. Von einer «neu gewonnenen Selbstverständlichkeit» sprach der Berner Regierungsrat Alec von Graffenried, als er Ende Oktober 2000 mit Michael H. Leipziger erstmals in der Berner Geschichte einen Rabbiner formell in sein Amt einsetzte. Zu einer neu gewonnenen Selbstverständlichkeit sollte es auch werden, einen Augenblick lang über das Verbindende der Konfessionen und Religionen nachzudenken, ohne das Eigenständige

zu verwischen. Dazu möchte die vorliegende gemeinsame Ausgabe von «saemann», «pfarrblatt», «christkatholischem Kirchenblatt» und «JGB-Forum» einen Anstoss geben. «Augenblick» lautet denn auch das Thema des Dossiers auf den folgenden Seiten: Ein bestimmter Zeitpunkt als verbindendes Glied zwischen verschiedenartigen Menschen. «Jeder Augenblick ist von der Ewigkeit gleich weit entfernt», schrieb der deutsche Schriftsteller Wolfgang Hildesheimer. Dies als kleiner Denk-Anstoss vor der Lektüre.

Peter Abelin, Maja Weyermann  
Angelika Boesch, Jürg Meienberg  
Samuel Geiser, Martin Lehmann

## Dossier (Seiten 1–4):

### Augenblick

Um Lebensläufe soll es gehen. Um die Frage, weshalb wir so leben, wie wir leben, und was das, was wir in einem bestimmten Augenblick tun, mit unserer Geschichte zu tun hat.

Für das vorliegende Dossier haben wir zehn Frauen und Männer – junge und ältere, Seeländerinnen und Oberländer, konfessionell verwurzelte und kirchlich abstinente – exakt am selben Tag und just zur selben Zeit portraitiert: Am Freitag, 1. Dezember, um 15.18 Uhr hielten FotografInnen und AutorInnen einen Moment in deren Leben fest und suchten nach Spuren in Vergangenheit und Zukunft.

Augenblick: Ein Essay und eine Illustration zum «Hier und Jetzt» ..... 4  
Wenn der Jude mit der Katholikin: Tipps, Trends und Tücken interreligiöser Partnerschaften ..... 5  
Dodo Hug, Emil Steinberger, Franz Hohler und Gusti Pollak: Vier KabarettistInnen über das Kreuz mit der Kirche und den Krampf mit den Konfessionen ..... 8

## 1. Dez., 15.18 Uhr: frisieren



Franziska Baumann, Coiffeuse (r): «Haare sind etwas sehr Persönliches»

Hallo Cédric, hast du schöne Ferien gehabt? (...) oder um halb fünf? (...) nein, am Mittwoch arbeite ich nicht.» Den Hörer hat Franziska Baumann zwischen Schulter und Ohr geklemmt, mit den Händen rollt sie Bicoudis aus den Haaren der Kundin und büstet sie in luftige Form.

«Schnittpunkt» heisst ihr Geschäft in der Bieler Altstadt. Ein schmaler Raum, in dem Franziska Baumann seit zweieinhalb Jahren täglich acht bis zehn Kundinnen und Kunden bedient. Haare schneidet, färbt, föhnt. Begleitet von ihrem Lachen und Nala, der Golden-Retriever-Berner-Sennenhund-Mischung, die von ihrem Plätzchen unter dem Fenster nur aufsteht, wenn jemand Neues reinkommt.

Fotolaborantin hatte sie werden wollen – «ganz sicher nicht Coiffeuse!» –,

schliesslich führten ja schon die Eltern einen Salon. Sie hatte bereits eine Lehrstelle beim Bieler Fotografen Rolf Neeser. Doch eine Freundin überredete sie, mit ihr eine Schnupperlehre zu machen. Nicht bei einem Herrencoiffeur, wie der Vater einer war, sondern in einem Damensalon, wo der Beruf sie dann doch begeisterte.

Haarbüschelweise arbeitet sich Franziska Baumann vorwärts. Zwischendurch klingelt das Telefon: ««Schnittpunkt», Fränzi.» Es ist jemand Bekanntes. Sie organisiert ihren Feierabend, an dem sie noch an eine Vernissage gehen will. Dann lenkt sie den Luftstrom des Föhns wieder gegen den Kopf ihrer Kundin. 15.18 Uhr. Noch ein wenig Gel in die Spitzen über der Stirn und das obligate Gespräch über Haar und Frisur: Diesmal habe sie nur ein wenig ausgleichen müssen.

Als Coiffeuse komme sie den Kunden rasch näher. «Ich fasse die Leute an, und Haare sind etwas sehr Persönliches.» So entstehen in der Zweisamkeit des Haarschneidens Gespräche über Freuden und Leiden, Arbeit, Freunde und Familie.

Franziska Baumann selbst brachte mit 25 eine Tochter zur Welt. Drei Jahre später liess sie sich scheiden und zog allein mit Noemi nach Plagne, oberhalb Biels im Jura: «Es war hart.» Mittlerweile ist Noemi pubertäre elf Jahre alt, und Franziska Baumann hat wieder einen festen Freund.

Ausser der kurzen Zeit im Jura lebte sie immer in Biel, nie hat es sie gelockt wegzugehen. Mit ihrem Beruf ist sie zufrieden und auf ihr eigenes Geschäft auch ein wenig stolz. «Im Moment möchte ich nichts anderes.» Marcel Suter

## 1. Dez., 15.18 Uhr: giessen



Edgar Braunschweig, Informatiker: «Vor dem Sabbat wird geputzt»

Am Freitag wird geputzt, am Freitag sind wir immer zuhause, um für den Sabbat alles schön vorzubereiten», sagt Edgar Braunschweig schon am Telefon. Wie andere jüdische Feiertage beginnt auch der Sabbat am Vorabend, kurz nach Sonnenuntergang. Der Ehemann stellt seiner Frau zwei Kerzen bereit, die sie vor Beginn des Sabbats anzündet. Bis Samstagabend, bis drei Sterne zu erkennen sind, wird keine Arbeit verrichtet.

Edgar Braunschweig erledigt die Vorbereitungen gewissenhaft, jedoch mit ungezwungener Selbstverständlichkeit. Sogar Spass hat er daran. Er putzt und räumt auf, kocht Kaffee. Nein, die Einhaltung des Sabbats habe sein berufliches Leben nicht wesentlich tangiert, obschon seine Frau sage, mindestens den einen Beruf hätte er nicht ergreifen können, nämlich denjeni-

gen des Formel-1-Piloten, weil er da hätte arbeiten müssen. Dasselbe aber auch nie sein Traumberuf gewesen, er habe Dampflok-motivführer werden wollen. Inzwischen kümmert er sich als Informatiker um interne Programme an der Uni Bern.

Dass er um 15.18 Uhr gerade eine wuchernde Zimmerpflanze giesst, passt zu ihm. Er ist zwar philosophisch-theologisch gewitzt und mehr als bewandert, gleichzeitig aber der Welt des Alltags auf eine äusserst erfrischende Art verbunden. Ja, beteuert seine Gemahlin, er sei immer so gut aufgelegt. Der scheinbare Widerspruch sei auch schon andern aufgefallen: Einerseits sei er ein total verspielter und unkonventioneller Typ, andererseits nehme er seinen Glauben ernst.

Im Judentum werde über den Glauben aber gar nicht so viel geredet, sagt er

darauf. Vor allem sei er Privatsache und ohnehin eher ein Machen als ein Glauben. Wichtig sei das Einhalten der Gesetze.

Später steht noch eine Besorgung an, Edgar Braunschweig holt seinen Wagen aus der Garage. Es ist ein gigantischer rubinroter «Lincoln Continental», Jahrgang 1963, mit Faltdach. Gewählt habe er trotzdem grün, meldet Frau Braunschweig lachend zum Fenster hinaus, als er mit Lederjacke und Schildmütze das irrwitzige Ding flott macht und auf die Strasse lotst, um damit absolut gelassen durch den Stadtberner Berufsverkehr zu gondeln. Und seine Visionen? Das Judentum schaue so oder so mit der Zuversicht in die Zukunft, dass die Menschen schlauer werden und sich weniger selber kaputt machen. Und das sei auch seine persönliche Hoffnung. Beat Sterchi

## 1. Dez., 15.18 Uhr: binden



Anne-Marie Kaufmann, Bäuerin/Theologiestudentin:  
«Das werden, was in mir steckt»

Der Küchentisch umrahmt von niedrigen Rundbögen auf Säulen: bräunlicher Jurakalk, heraufgeschleppt vom Doubs, 1631, beim Bau des Hauses. Die Bäuerin serviert Kaffee, ihr Mann steht an der Kaffeemaschine. Vor den niedrigen Fenstern die Wiesen, noch aper, ansteigend zur Station La Cibourg, zehn Bahnminuten von La Chaux-de-Fonds.

Der Hof hier umfasst 31 Hektaren, vor allem Weideland, etwas Wald; zwanzig Kühe, noch einmal so viele Jungtiere, einige Schafe. Anfang der achtziger Jahre kam die Maturandin Anne-Marie Konrad aus Zürich zu einem Sprachaufenthalt hierher und verliebte sich in François, einen der Söhne des Landwirts. Nach einer gemeinsamen Neuseelandreise waren sie sich einig: Sie übernahmen den elterlichen Betrieb und begannen mit biologischer Viehzucht. Gleichzeitig liess sich

Anne-Marie Kaufmann in Cernier zur Bäuerin ausbilden und gebar in den folgenden Jahren Lena (14), Guillaume (12) und Joachim (9).

Jetzt geht ihr Ehemann im blauen Überkleid zur Arbeit nach draussen. Sie schleppt ein Bündel Weisstannenzweige in die Küche. «Für die Kirchgemeinde», sagt sie und beginnt, mit Reisig und Draht aus einem grossen Strohring einen Adventskranz zu formen.

Hier habe sie sich bald einmal in François' christlicher Kirchgemeinde engagiert, habe im Kirchenchor mitgemacht, später Religionsunterricht zu erteilen begonnen. 1993/94 dann eine Erfahrung, die sie einmal als «Krise», einmal als «Berufungserlebnis» bezeichnet. Es sei ihr klar geworden, dass sie für die erhaltene Geborgenheit der kirchlichen Gemeinschaft etwas zurückgeben wolle – es

sei ein persönlicher Aufbruch geworden wie jener, als sie von Zürich hierher gekommen sei.

Im Herbst 1995 immatrikulierte sie sich an der Universität Bern und begann, mit 35, christliche Theologie zu studieren. Möglich, sagt sie, dass bei diesem Entscheid ihre Herkunft eine Rolle gespielt habe: Ihr Vater war Pfarrer. Zurzeit befasst sie sich mit Kirchenmanagement, Hausbesuchen, Seelsorge, schreibt eine Arbeit über das «Sterben zuhause». Noch fehlen Akzessorbeit, Prüfungen und Vikariat. Aber sie weiss, was sie will: «Das werden, was in mir steckt.» Sie wäre die zweite christliche Pfarrerin der Schweiz.

Sie hebt den schweren, dunklen Kranz vom Tisch und sagt, jetzt wolle sie in die Stadt hinunter einkaufen gehen. Der Journalist könne mitfahren, wenn er wolle. *Fredi Lerch*

## 1. Dez., 15.18 Uhr: gäumele



Peter Rubi, Tell-Darsteller, mit Sohn Peterli: «Bekannt wie ein roter Hund»

Ein Walterli!», hatte die Hebamme vor zwei Jahren geschmunzelt, als Peterli zur Welt kam. Peterlis Vater Peter Rubi (40) ist nämlich einer der beiden Tell-Darsteller bei den Interlakner Freilichtspielen. «Als solcher bin ich im östlichen Oberland bekannt wie ein roter Hund», erklärt Rubi mit stolzem Unterton. Den Tell zu spielen, das sei ehrenvoll. Die erste Saison habe er im Volk gespielt, vier weitere Jahre als Fischer. Nun bestreitet er jährlich rund zehn Vorstellungen als Tell. Nach einer seelischen Verwandtschaft mit dem Schweizer Nationalhelden gefragt, winkt der stämmige Bergler allerdings ab.

Peter Rubi wohnt als einer von nur 13 Ansässigen auf der Axalp ob Brienz, auf 1450 Metern über Meer. Hier führt er die Tradition von Grossvater und Mutter weiter: Er managt den Dorfladen und bietet in

seinem Berghaus Gästebetten an. Der gemächlich wirkende Allrounder ist in der Saison zusätzlich je nach Bedarf auch noch Hausmann, Touristenberater oder Snowboardlehrer. «Mit sehr fliegenden Wechsellern jeweils», lässt Peter Rubi durchblicken.

An diesem Freitagnachmittag lasiert Peter Rubi bei strahlendem Wetter seine neuen Fensterläden; die alten hat «Lothar» auf dem Gewissen. «Sieben Tage dauerte damals, vor bald einem Jahr, der Stromunterbruch. Wir waren die einzigen hier oben, die dank meines Notstrom-Aggregats noch Pfuus hatten.» Unter dem wuchtigen Bart ist ein Grinsen auszumachen.

Eine Baracke dient als Werkstatt und Materialraum. Es herrscht das Chaos. «Ich suche selten lange», antwortet Rubi

ungefragt. Er habe eben gern offene Türen, darum dürfe es nicht allzu aufgeräumt sein. Ein guter Überblick ziehe doch nur «Selbstbediener» an. Einzig den Naturkeller für Käse und Wein schliesse er zu, wie jetzt, genau um 15.18 Uhr – aber den Schlüssel lasse er immer stecken.

Etwas vom Tell schimmert übrigens doch noch durch. Peter Rubi hat sich während der letzten acht Jahre in der Finanzkommission der Gemeinde Brienz engagiert. Er habe immer verfochten, die lokalen Entscheide vor Ort zu fällen und nicht «in Bern unten» nachzufragen. Aber der Eindruck verflüchtigt sich rasch. Peter Rubi freut sich nämlich diebisch darüber, dass Peterli (2) und Michaela (3 Wochen) dank seiner Frau, die aus Nordrhein-Westfalen stammt, EU-Bürger sind.

*Marianne Vogel Kopp*

## 1. Dez., 15.18 Uhr: gartnen



Ulrich Bühler, Lokführer: «Wir werden hart bestraft, wenn etwas passiert»

15.18 Uhr ist Domodossola-Zeit. Oft befindet sich Ulrich Bühler zu dieser Stunde in Italien; um 15.55 Uhr würde er dort abfahren, Richtung Bern Hauptbahnhof. An diesem grauen Freitagnachmittag aber sitzt der 44-jährige Lokomotivführer nicht im Führerstand, sondern ist zuhause in Frauenkappelen. Die letzten Tage lag er mit Grippe im Bett. «Jetzt gehts wieder besser», meint er und lässt die Katze zur Balkontüre rein. Dass er frei hat, ist Zufall. «Die unregelmässigen Arbeitszeiten sind typisch für unseren Beruf», sagt der zweifache Vater. Er verbringt die Freitage gerne daheim. Wäre er nicht krank, würde er jetzt den «Bitz Garten» vor dem Haus pflegen oder sich handwerklich betätigen. Die ganze Wohnung hat er renoviert: Parkettböden verlegt, Wände gestrichen. Im Zimmer der 18-jährigen Tochter fehlt noch ein Tablar.

Eigentlich hätte Ulrich Bühler dies heute besorgen wollen. «Aber ich fühle mich noch nicht ganz gesund», sagt er verlegen. Seine Frau, die zeitweilig als Flight Attendant arbeitet, ist auf Einkaufstour. So macht sich Ulrich Bühler halt einen gemütlichen Tag.

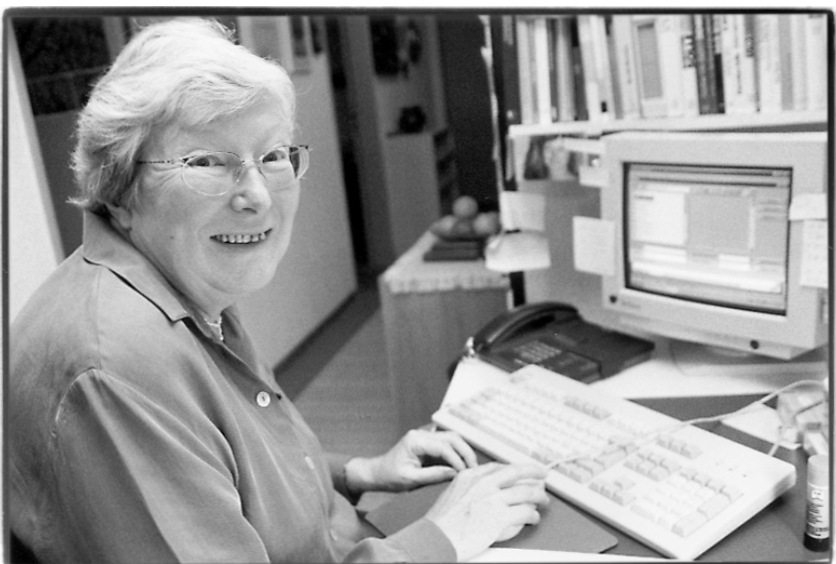
Gemütlich ist während seiner Arbeitszeit selten. Lokführer stehen unter hohem Zeit- und Leistungsdruck. Gerade in der Herbst- und Wintersaison, wenn oft dicker Nebel die Sicht behindert, kann sich Ulrich Bühler kein gedankliches Abschweifen erlauben. «Dann ist höchste Konzentration gefragt.» Schon eine kleine Unaufmerksamkeit kann katastrophale Folgen haben. «Wir tragen Verantwortung für Menschenleben und werden hart bestraft, wenn etwas passiert.» Die Frau, die ihm einmal in Frutigen vor die Lok lief,

weil sie die Schienen vor lauter Schnee nicht gesehen hatte, kam unverletzt davon – und Ulrich Bühler mit einem Schock. Noch lange verfolgten ihn Angstgefühle. Er ist dankbar, dass er – im Gegensatz zu vielen seiner Kollegen – noch nie jemanden überfahren hat, der sich das Leben nehmen wollte.

Trotz den belastenden Seiten dieses Berufs: Ulrich Bühler möchte keinen anderen. Grösse, Technik und Kraft der Lokomotiven hätten ihn schon als Bub fasziniert, erzählt er lächelnd. Und noch nach 18 Jahren Berufstätigkeit schätzt er die magischen Augenblicke – etwa wenn er durch verschneite Wälder fährt oder früh morgens die rot aufgehende Sonne beobachten kann. «Das sind Wahnsinnsmomente. Da kann ich richtig auftanken.»

*Katrin Hafner*

## 1. Dez., 15.18 Uhr: tippen



Liselotte Zaugg, Sekretärin: «Klee konnte auch nicht zeichnen»

In Wynau, an der nordöstlichen Grenze des Kantons Bern, herrscht Grau in Grau. Liselotte Zaugg, sechzig Jahre alt, verheiratet, Mutter zweier Töchter und Grossmutter zweier Enkel, arbeitet an diesem Nachmittag am Computer. Sie ist 20-prozentig als Sekretärin des kirchlichen Bezirks Oberaargau angestellt, der 21 Kirchgemeinden umfasst.

Um 15.18 Uhr sitzt sie vor dem Bildschirm und erledigt Schreibarbeiten im Zusammenhang mit einer Vortragsreihe zu den Themen: «Mein Partner ist chronisch krank», «Mischehen», «Patchwork-Familie». Zu tun hat sie derzeit ausserdem mit der Suche nach einer neuen Trägerschaft für das Spitalpfarramt Langenthal.

Liselotte Zaugg ist in Bern aufgewachsen. Gerne hätte sie die Sekundar-

schule besucht, aber da ihr Vater öfters arbeitslos war, wollten die Eltern davon nichts wissen, ein Übertritt kam nicht in Frage. Darunter hat sie gelitten. Sehr gelitten. Öfters fällt an diesem Nachmittag der Satz, sie habe «halt nur die Primarschule» besucht. Aus eben diesem Grund hat sie eine Stelle in der Bibliothek Langenthal, welche sie sehr interessiert hätte, nicht erhalten. «Dabei habe ich wahrscheinlich mehr Bücher gelesen, als die dort alle zusammen...»

Frau Zaugg hat nach der obligatorischen Schulzeit eine Lehre als Verkäuferin in einem Reformhaus gemacht, später sich im kaufmännischen Bereich weitergebildet. 1969, nach dreijähriger Bekanntschaft, hat sie ihren Mann geheiratet. «Anfänglich nur ein Ferienflirt», lacht sie, «aber es hat bis heute gehalten.»

Langfristig planen mag sie nicht. Einzig von einer Reise in den hohen Norden träumt sie – schon lange und immer wieder.

Und von Büchern. Bücher sind ihre grosse Leidenschaft. Momentan vertieft sie sich in Interpretationen von Klees Engelszeichnungen. Mit ihm, Klee, verbindet sie übrigens ein besonderes Erlebnis: Liselotte Zaugg war keine begnadete Zeichnerin. In der Oberschule, als sie mit ihrer Klasse einmal das Kunstmuseum besuchte, wollte der Lehrer wissen, was ihr am besten gefallen habe. «Klee», sagte sie keck, «der konnte auch nicht zeichnen und ist trotzdem ein berühmter Maler geworden.» – Und Liselotte Zaugg? Sie hat «nur die Primarschule» besucht und ist trotzdem eine erstaunliche Frau geworden.

*Walter Salvigier*

Christophs Bewegungen sind ruhig und routiniert. Dass er an seinem schulfreien Nachmittag nicht bloss spielen darf, sondern auf dem Bauernhof mit anpacken muss, stört den 10-jährigen Knaben überhaupt nicht. «Wärche isch schön», sagt Christoph Tschanz. Und streicht dem geschleckten Kaninchen «Peschu» über den Kopf. Die Kaninchen mag Christoph am liebsten, und da gehört eben auch das Ausmisten, Füttern und Pflegen dazu. ««Peschu» darf nicht gemetzget werden» – wenn ihm etwas wichtig ist, spricht Christoph leise, aber bestimmt. Wenn andere Kaninchen geschlacht worden seien, habe er aber jeweils auch mitgegessen, erzählt er.

Zusammen mit Grosseltern, Eltern und seinen zwei jüngeren Schwestern lebt Christoph Tschanz im Emmental. Der Bauernhof steht abseits, mehrere Kilome-

ter von Langnau entfernt. Eine halbe Stunde dauert der Fussmarsch hinunter zum Ilfis-Schulhaus. Etliches kürzer sind Christophs Bestzeiten im Turnunterricht. «Im Sport bin ich gut, vor allem beim 60-Meter-Lauf», sagt er. Turnen und Zeichnen, das gefällt Christoph an der Schule. Sonst scheint ihm das Lernen nicht sehr wichtig zu sein. «Ich bin nicht sehr schlau, eher Mittelmass», begründet Christoph, weshalb er nicht in die Sekundarschule will. Und ausserdem seien die Lehrer an seiner Schule viel netter als die in der Sek. Um Bauer zu werden, und genau das wolle er, da reiche die Primarschule aus. Wenn allerdings sein Freund Reto in die Sekundarschule wechseln würde – ja, dann müsste er es sich nochmals überlegen.

Eigentlich sei er gerne noch Kind. So habe er genügend Zeit zum Spielen. Daheim hat er sich mit seinen Schwestern als

Spiegelgefährtnen arrangiert. Sie spielten zwar schlechter Hockey als er, «fäge tuets aber glych». Und wenn die drei in voller Aktion sind, ist Christoph nicht mehr ruhig und zurückhaltend.

Am schulfreien Nachmittag kommt aber eben zuerst die Arbeit, dann das vergnügliche Spiel. So setzt Christoph selber die Prioritäten. Probleme mit den Eltern habe er eigentlich nicht, erzählt er. Höchstens, wenn sie ihm verbieten, mit dem Vater holzen zu gehen oder den Traktor zu fahren.

Übrigens: Den neuen Dinosaurierfilm im Kino hat der Dino-begeisterte Christoph natürlich längst gesehen. Denn ein Bauernhof oberhalb Langnau ist noch lange nicht ab von der Welt. «Dass die Tiere im Film geredet haben wie Menschen, das hat mich aber gestört», sagt Christoph. Leise, aber bestimmt. *Eva Herrmann*

## 1. Dez., 15.18 Uhr: striegeln



Bild: Lisa Schäublin

Christoph Tschanz, Schüler/Bauernsohn/Kaninchenhalter: ««Peschu» darf nicht gemetzget werden»

Der Landrauchschinken ist manchmal ein bisschen gschtäbig», sagt Christine Felber und nimmt die Tranchen, die nicht so recht im Doppelfalt verharren wollen, wieder von der Platte. Stattdessen legt sie nun die Coppa neben das blumenartig hergerichtete Bündnerfleisch und verwendet für den Landrauchschinken eine einfachere Legetechnik.

Der Auftrag kam vor einer halben Stunde. Um 16 Uhr solle ein Rohfleischplättli abholbereit sein, für 13 Personen, zum Apéro. Normalerweise macht Christine Felber am Freitagnachmittag Sülzli. Aber heute muss in der Metzgerei Lüthi in Wangen a.A. der bevorstehende Sonntagsverkauf vorbereitet werden, an dem den Kunden Ideen für Festagsmenüs schmackhaft gemacht werden sollen. «Der gebackene Liebesbrief» zum Beispiel – ein in

Blätterteig verpacktes, aufgeschnittenes Schweinsnierstück mit eingelegter Schinken- und Käsescheibe, gut gewürzt und mit (Teig-)Herz verziert. Doch nun hat das Rohfleischplättli Vorrang. Um 15.18 Uhr fehlen nur noch der Fächer mit Pfeffersalami und die krönenden Tête-de-Moine-Rosetten. Christine Felber achtet darauf, dass der mittlere Falt bei jeder Tranche in dieselbe Richtung schaut. «Das ist den Prüfungsexperten besonders wichtig.»

Im Sommer stehen ihr die Abschlussprüfungen zur «Metzgerin mit Fachrichtung Fleischveredelung» bevor. Dann muss die begeisterte Hobby-Tänzerin (Standard und Latin) sowohl ihr offenes und sicheres Auftreten beim Verkauf als auch ihre Kenntnisse beim Ausbeinen, Salzen und Lagern von Schlachtierkörpern unter Beweis stellen – und dass sie

aus Brät und Darm Cippolatas stossen kann. Das Schlachten selbst gehört jedoch zur «Fachrichtung Fleischgewinnung», und das ist der 18-jährigen Bauerntochter aus Farnern nur recht. «Ich schaue lieber zu, wie ein Kälblein auf die Welt kommt, als wie eines stirbt.» Als sie früher jeweils die Kälber vom elterlichen Hof zur Metzgerei Lüthi begleitet habe, hätte sie ohnehin nie gedacht, dass sie dort einmal an der Aufschnittmaschine stehen werde. Doch seit dem Schnuppern haben ihr Bufetgestaltung und Würsterei gleichermaßen gefallen. Und so möchte sie gerne auf dem Beruf weiterarbeiten und für eine Australienreise sparen. Da sie nicht in ihrem Lehrbetrieb bleiben kann, hat sie bereits auf dem Internet nach Stellenangeboten gesucht, «aber für Metzgerinnen gab es nichts Konkretes». *Mats Staub*

## 1. Dez., 15.18 Uhr: herrichten



Bild: Carmen Weider

Christine Felber, Metzgerin i.A.: «Im Internet nichts Konkretes»

Freitagnachmittag, Pfarreiheim Prairie im Zentrum von Bern. Vier, fünf Besucher sitzen um den Holztisch im grossen Aufenthaltsraum und diskutieren angeregt das Tagesgeschehen. Eine sehr gemischte Runde hat sich zusammengefunden: Da widerspricht der junge Aussteiger dem älteren Handwerker, dort pflichtet die Frau mit dem grossen Hund dem quirligen Iraner bei. Platz haben alle, die Interessierten und Traurigen, die Einsamen und Gelangweilten; solche, die immer wieder kommen, und solche, die man nur einmal trifft. Die Prairie ist Begegnungstätte für alle, den ganzen Tag. Mittags und zweimal wöchentlich am Abend wird ausserdem für fünf Franken gemeinsam gekocht und gegessen.

Und da ist auch Sara de Giorgi, die junge, aufgeweckte Helferin, die engagiert

mitdiskutiert. Sie hört genau zu, ist freundlich, ohne aufgesetzt zu wirken, hilfsbereit, ohne aufdringlich zu sein.

Die gelernte Augenoptikerin und Verkäuferin ist geübt im Umgang mit Menschen. Doch hier in der Prairie wird nichts verkauft. Nur gegeben. Genau das schätzt sie: «Im Geschäft ging es letztlich immer ums Verkaufen, ums Geld.» Insbesondere ältere Menschen hätten aber manchmal mehr gesucht als eine Brille. Und das habe sie zunehmend belastet.

Sara kommt aus einer anderen Welt – aus Aquila, einem kleinen Nest am Lukmanierpass. Ein Dorf, in dem man Zeit hatte, in dem man oft in der Dorfbeiz zusammensass, spielte, ein Dorf, in dem jeder jede kannte. Doch für die junge Tessinerin gab es dort keine Zukunft, es zog sie quer durch die Welt und über viele Um-

wege nach Bern. Und hier wollte sie sich, trotz mittlerweile zwei kleinen Kindern und einem Mann, der viel und unregelmässig arbeitet, mehr und zusätzlich engagieren. Allerdings nicht im Beruf, nicht im Verkauf. Plötzlich sah sie dann dieses Inserat im «pfarrblatt», in dem HelferInnen für die Prairie gesucht wurden: «Das hat mich sofort angesprochen. Ich bin interessiert an Menschen, möchte zuhören, diskutieren, mitreden.» Seit einem halben Jahr ist sie einmal pro Woche freiwillige Helferin und «Mädchen für alles». Die Arbeit gefällt ihr. So gut, dass sie gerne öfter kommen würde. Auch wenn sie dafür kein Geld bekommt: «Das ist nicht das Wichtigste. Ich lerne hier jedes Mal etwas Neues, ich kann mit Menschen reden. Es ist eine Lebensschule für mich.»

*Corinne Schmidhauser*

## 1. Dez., 15.18 Uhr: zuhören



Bild: Fritz Berger

Sara de Giorgi, Freiwillige: «Eine Lebensschule für mich»

Die Zeiten sind unsicher.» Ueli Matter wiegt die gespreizte linke Hand leicht hin und her, macht ein etwas unwirsch Gesicht. Eine Geste, ein Satz, gesprochen an diesem Dezemberfreitag-nachmittag. Und doch – viel mehr. In einem Sekundenbruchteil wird Wesentliches über diesen Mann deutlich.

Ueli Matter spricht Hochdeutsch, etwas monoton und leicht schleppend. Der junge Berner hört sehr schlecht. Seit seiner Geburt vor 33 Jahren sind es ohne Hörgerät bloss 20 Prozent. «Das hat auch Vorteile», räumt er allfälliges Mitleid gleich aus, «ich schlafe beispielsweise immer sehr gut, weil ich nie gestört werde.» Ein Grinsen huscht über das jugendliche Gesicht, macht aber gleich wieder dem etwas verschlossenen Ausdruck Platz. Und er sei ruhiger. Obwohl: Der Verkehr mache ihn

oft schon etwas nervös. Der Verkehr, das ist Ueli Matters Arbeitsplatz. Seit bald zehn Jahren ist der gelernte Automechaniker als Taxichauffeur in Berns Strassen unterwegs, seit fünf Jahren ist er selbständig, Besitzer eines eigenen Taxis, über Natel immer und überall erreichbar. So auch jetzt, während wir sprechen.

Das Taxigeschäft gehe gut, meint Ueli Matter, und es gefalle ihm. «Aber es ist auch anstrengend.» Und es mache nervös. Er spüre es. Nicht unbedingt im Stadtverkehr, eher an der Börse. . . (Habe ich richtig gehört, hat er eben «Börse» gesagt? Ich muss mich verbört haben.)

Wir wechseln das Thema. Was er denn so mache in der Freizeit? Reisen halt. Und dann eben die Börse. Also doch! Ueli Matter geniesst meine Sprachlosigkeit. Erzählt dann – plötzlich ganz ge-

sprächig – wie er von seinem Grossvater seinerzeit eine Novartis-Aktie geerbt habe, vor rund drei Jahren zögerlich ins Geschäft gekommen sei, seither fast täglich via Computer den Markt analysiere, Käufe tätige, ab und zu Gewinne verbuche, hin und wieder auch Verluste einfahre. «Entscheidend ist, ob eine Firma mein Vertrauen hat,» umreist er professionell seine Taktik.

Und nach seinem Geheimtip gefragt, meint er lakonisch: «Das ist alles Gefühl. Gute Nase.» Tippt sich an die Nase und schmunzelt zum ersten Mal richtig spitzbübisch.

Ueli Matter ist übrigens der Sohn von Joy und Mani Matter. Das findet er aber nicht speziell erwähnenswert. «Wichtig ist, wer ich bin.» Sagt er selbstbewusst.

*Rita Jost*

## 1. Dez., 15.18 Uhr: fahren



Bild: Hansueli Trachsel

Ueli Matter, Tägerler: «Die Zeiten sind unsicher»



Grafik: Karin Widmer

# hier und jetzt

**Augenblick: Der katholische Theologe und Essayist Stephan Wyss hat sich textlich, die Berner Grafikerin und Illustratorin Karin Widmer bildlich ans Leben hier und jetzt angenähert.**

**W**er von Tour-St-Jacques aus, zwischen Châtelet und Hôtel-de-Ville im Zentrum von Paris, südwestwärts die Seine überquert und der Strasse, die nach der Rue Petit-Pont Rue St-Jacques heisst, folgt, zwischen Sorbonne und Collège de France zum Panthéon hochsteigt, es links liegen oder stehen lässt und sich auf der nun enger werdenden Einbahnstrasse noch fünf-hundert Meter geduldet, findet sich mit einem Mal, nach einer halben Stunde zu Fuss, mitten in Rom wieder, wenn er plötzlich vor Fassade und Kuppel von Val-de-Grâce stehen bleibt, die linker Hand zurückversetzt in den Himmel ragen, über einem weiten Platz, der sich erst im letzten Augenblick aufgetan hat. Weil Louis XIV geboren wurde, gibt es das Gebäude, Anna von Österreich hatte den Benediktinerinnen von Val-de-Grâce eine Kirche versprochen, falls ihr nach dreiundzwanzig-jähriger Ehe ohne Kinder endlich ein Sohn geschenkt würde; 1638 kam Louis zur Welt, und 1645 wurde die Kirche gebaut, die vierzig Meter hohe Kuppel wie eine Kopie von San Pietro, Fassade und Tonnengewölbe wie eine Kopie von Il Gesù, römischer Kolossalbarock, der freundlichste, der schönste Bau dieser Art in Paris. Die Kuppel ist mit einem Fresko vollständig ausgemalt, *Le séjour des bienheureux*, vom Schiff aus unter der grossen Tonne ist die Heimat der Seligen nicht einzusehen, erst hinter dem Chorgitter öffnet sich der Blick in den Himmel, im übrigen ist das Innere im Gegensatz zu den römischen Vorbildern von kühler, spröder Schönheit, wenig Bilder schmücken die Wände, und die Seitenkapellen sind ausgeräumt. Und ebenso nüchtern wirkt der grosszügig in

die gegenüberliegende Häuserzeile ausgreifende, kopfsteingepflasterte Platz, den ein monumentales schwarz-goldenes Schmiedeeisengitter zur Strasse hin abgrenzt, wo das architektonische Programm mit zwei Brunnen fortgesetzt wird; wer die Kirche verlässt und die Stufen vom Hauptportal hinuntersteigt, verspürt ein Bedürfnis, diesen Platz zu gestalten, zu beleben, mit Wasser, Pflanzen und Menschen. Die Besichtigung von Val-de-Grâce ist nur sonntags zur Zeit des Gottesdiensts möglich, wer nicht teilnehmen und wer nicht stören will, muss sich vor oder nach der Messe beeilen. Ich ging vor der Messe hinein und verliess die Kirche, wie die Messe begann, sie begann wie andernorts auch, mit wenig Besuchern, die in die Jahre gekommen waren, es ist absehbar, dass sie nicht mehr allzu lange beginnen wird.

Es wäre wünschenswert, Val-de-Grâce wäre häufiger zugänglich als nur zur Zeit des Sonntagsgottesdienstes, immer tagsüber, denn Claudio Magris hat recht, wenn er die Kirchen der italienischen Städte rühmt als die einzigen Orte, wo stilles Verweilen und oft stilles Geniessen noch möglich ist, ohne dass der Verweilende und Geniessende jemandem etwas schuldet; es wäre vor allem wünschenswert, Val-de-Grâce würde das Schicksal eines Museums erspart, das Schicksal des benachbarten Panthéon zumal, das ebenfalls als kolossaler Sakralbau begann und im nationalen Geisteskitsch endete, Foucaults Pendel ausgenommen. Ich verspürte, wie ich die Kirche vor der Messe verliess und die Stufen vor der Fassade hinunterstieg, nicht nur das Bedürfnis,

den lieblos nicht gestalteten Platz zu beleben, gern hätte ich mich auch am Innenraum zu schaffen gemacht, und wie ich den Platz überquerte, durch das Gitter verliess und, Fassade und Kuppel, Val-de-Grâce im Rücken, der Gasse zum Garten des Observatoriums folgte, begann ich über eine Belebung von Val-de-Grâce insgesamt zu phantasieren, was hier zu machen wäre, liesse man mich machen.

Ich wünschte diesem Bau ein Innenleben, das seiner künstlerischen Grösse, seinem künstlerischen Reichtum gerecht würde, ich wünschte ihm eine gepflegte Kultur der Erinnerung dieser Tradition, in der er zu seiner Schönheit kam; nicht nur des Katholizismus, nicht nur des Christentums, sondern der europäischen Geschichte, in der das Christentum und der Katholizismus mal eine schöpferische, mal eine zerstörerische, mal eine dynamische, mal eine hemmende Rolle spielten in der Auseinandersetzung mit den andern Kräften dieser Geschichte; doch weil die europäische Geschichte selbst nie eine andere war und nie eine andere sein wird als eine in der Auseinandersetzung mit nicht europäischen Geschichten, sollte diese gepflegte Kultur der Erinnerung von Val-de-Grâce auch jene erinnern, so dass Val-de-Grâce schliesslich nichts weniger würde als das Zentrum einer gepflegten Kultur der Erinnerung der Geschichte und der Geschichten der Menschen. Also doch ein Museum? Kein Museum; Val-de-Grâce bliebe ein Bethaus, ein Ort des Kultes, wenn ein Bedürfnis danach weiterbestünde, doch Val-de-Grâce würde auch ein Lehr- und ein Lernhaus, ich wünschte mir als meine besondere Aufgabe die Anre-

gung gemeinsamer Lektüren von Texten und Bildern, und in Val-de-Grâce würde musiziert, in und vor der Kirche, und es würde selbstverständlich getanzt. Phantasierte ich über Filippo Neris Oratorium, wo sich die römische Gesellschaft, die zur Frömmigkeit auch Geist und Geschmack pflegte, in den ersten Tagen der modernen Zeit um das Jahr 1600 bei der Kirche S. Maria in Vallicella bei kunstvollen musikalischen und theatralischen Anlässen unter witzigem Gespräch sich der biblischen Wurzeln ihrer Religion erinnerte? Filippo Neri wurde für sein Werk zum Patron der Humoristen, und Val-de-Grâce, soweit es die katholische Tradition erinnerte, stünde unbedingt unter seinem Patronat. Überhaupt wäre Val-de-Grâce endlich katholisch geworden, im Sinne jedoch, dass es sich dem ganzen Erdkreis öffnete, statt sich den ganzen Erdkreis einverleiben zu wollen, im Gegensinne zu Berninis Kolonnaden vor San Pietro; als Ort der Pflege des Selbstverständnisses der Menschen in ihrer Geschichte und in ihren Geschichten, der Erinnerung ihrer Herkunft und der Entwürfe ihrer Zukunft, wäre es ein Ort, der für alle im Auge hätte, was Val-de-Grâce tatsächlich in der Kuppel zeigt, *Le séjour des bienheureux*, den Pierre Mignard im Jahr 1665 dorthin malte.

In der Zwischenzeit entdeckte ich auf einem Spaziergang die Moschee von Paris, nicht weit von Val-de-Grâce, gleich neben dem Botanischen Garten gelegen; wäre sie mit ihren wunderschönen Gärten, Höfen, ihren Brunnenanlagen, ihrer Bibliothek und ihrem Konferenzraum, ihren auswendigen und inwendigen, gestuften und

bepflanzten Teeräumen, ihrem Hammam und ihrem Restaurant nicht geeigneter für ein Val-de-Grâce-Programm als Val-de-Grâce selbst? Aber in der Moschee wird gebetet, täglich, und es beten junge Leute dort, und ihr Ende als Sakralraum ist nicht absehbar wie jenes der schönsten römischen Kirche von Paris.

Nun, es wird niemandem in den Sinn kommen, mir oder jemandem wie mir Val-de-Grâce oder etwas wie Val-de-Grâce zu überlassen, mit der Auflage, dort ein Val-de-Grâce-Programm zu entwickeln und durchzuführen; Val-de-Grâce gehört einer Institution, die sich selbst bleiben will und kein Vertrauen in Mischungen und Wandlungen hat; und vielleicht wäre auch ich nicht der Geeignete, in Val-de-Grâce ein Val-de-Grâce-Programm zu präsidieren, selbst als Theologe bin ich ein Literat und beziehe mich über Papier und Zeichen zur Welt, habe die wirkliche Kirche im Rücken und eine schöne im Kopf und vor mir den Garten des Observatoriums, wo man zu den Sternen schaut.

*Stephan Wyss*

Stephan Wyss, geboren 1948 in Solothurn, schreibt theologische und philosophische Essays und ist derzeit in Paris mit dem Abschluss einer Arbeit über den Menschen und das Kunstwerk in der Tradition des heiligen Franziskus von Assisi beschäftigt. Seine Publikationen erscheinen bei Edition Exodus in Luzern.

Wenn der Jude mit der Katholikin: Paare erzählen

# Bi-religiöse Ehen: Facetten vielfältiger Alltage

**1990 lebten im Kanton Bern 46 225 bi-religiöse und konfessionsverbindende Paare. Heute sind es weit mehr. – Geschichten aus einem Alltag, in dem zwei Religionen, zwei Konfessionen zusammenkommen.**

Ihre unterschiedlichen Konfessionen waren lange bevor sich Susanna Fumasoli und Norbert Kobler verliebten, verlobten und verheirateten ein Thema. Mehr noch: Die je andere Glaubenswelt interessierte die reformierte Theologiestudentin aus Uri und den katholischen Theologiestudenten aus dem Zürichseegebiet brennend. Auch heute gehe es nie darum, welche Konfession Recht habe. Keines habe Angst, das Eigene zu verlieren, sagt Susanna Kobler-Fumasoli, Pfarrerin in Schwarzenburg. Und ihr Mann stellt fest: «Wir sind ein ökumenisches Ehepaar und einander trotz einer anderen Herkunft theologisch sehr ähnlich – viel ähnlicher als Leuten der eigenen Konfession.» Wichtig ist beiden das gemeinsame spirituelle Leben, mit Gottesdienst- und Messebesuchen, Tischgebet, Meditation – und trotzdem räumt Susanna Kobler ein: «In der Praxis ist es nicht möglich, in zwei Konfessionen ganz zuhause zu sein.»

## Alltag erschwert

Wie andere jüdische Gesprächspartnerinnen sagt auch Dina Kühne: «Ich hatte mir vorgestellt, einen jüdischen Partner zu heiraten – doch dann kam die Liebe dazwischen». Die Liebe hiess Klaus und war

**kath.: 172 906 Personen (1990)**

Ökumenische Trauungen seien zwar «schön, aber nicht ökonomisch», sagt Regionaldekan Pfarrer Josef Kuhn, Bern. Ein offenes Geheimnis ist, dass in der Diaspora wie hier im Bernbiet die «Gastfreundschaft» – ökumenische Feiern mit der Einladung Reformierter zur Eucharistie – von vielen Priestern bewusst gepflegt wird, obwohl sie von Rom abgelehnt wird. Pfarrer Kuhn weist darauf hin, dass hingegen ökumenisch getraute Eltern seit einigen Jahren selber über die religiöse Erziehung ihrer Kinder entscheiden können.

reformiert. Als die beiden vor dreissig Jahren auf dem Standesamt heirateten, vereinbarten sie einzig, ihre Kinder jüdisch zu erziehen. «Ich hatte das Bedürfnis, dass das Judentum weitergeht», erzählt Dina Kühne, heute Vorstandsmitglied der jüdischen Gemeinde Bern. Und ihr Mann, der sich in der jüdischen Gemeinde sozial gut integriert fühlt, ohne Mitglied zu sein, sagt: «Mir ging nichts verloren. Im Gegenteil: Ich habe eine reiche Kultur und einen gemeinsamen Ursprung kennen gelernt.» Was ihre inzwischen erwachsenen Kinder betrifft, empfindet Dina Kühne heute ähnlich wie einst ihre Mutter: «Gefühlmässig und aus Vernunftgründen» wünscht sie ihnen jüdische Partner – der

Alltag sei einfacher, wenn die Religion das Paar verbinde.

## Die kleinen Unterschiede

Beatrix und David Gerber heirateten katholisch. Sie, die junge Katholikin, brachte gute Erinnerungen an einen «topmodernen Religionsunterricht in der Umbruchzeit nach dem Zweiten Konzil» mit, ausserdem die Absicht, als Mutter die religiöse Erziehung der Kinder zu übernehmen. Er, der Pfarrerssohn, den Rat des Vaters, sich für eine Konfession zu entscheiden. So wachsen denn heute alle drei Kinder Gerbers katholisch auf, zum Teil ministrieren sie und engagieren sich in der katholischen und ökumenischen Jugendarbeit. «Abgesehen

**ref.: 691 012 Personen (1990)**

1990 gab es im Kanton Bern 46 225 konfessionsverbindende und bi-religiöse Paare (knapp 20 Prozent). Heute dürften es weit mehr sein. «Das ist die Zukunft», sagt Ruedi Heinzer, reformierter Synodalrat. Darin sieht er «Chancen für die Gemeindeökumene» und interessante Herausforderungen für Pfarrpersonen. Problematisch findet er hingegen die oft beobachtete «Gleichgültigkeit dem eigenen Glauben gegenüber».

von der Institution und vom Papst sind die Unterschiede unwesentlich», sagt David Gerber, der seine Kirchensteuer bis heute den Reformierten bezahlt, ohne ihre Gottesdienste zu besuchen – jene seines Vaters ausgenommen. «Bei besonderen Anlässen geht stets die ganze Familie zu ihm», sagt Beatrix.

## Massgeschneiderte Rituale

Nicht allen Paaren stehen nach der zivilen Trauung die gleichen zeremoniellen Möglichkeiten offen. Für jüdisch-christliche Paare zum Beispiel gibt es keine Zeremonie. Wünsche nach einem Ritual, einem Segen für die Heirat, werden deshalb ab und zu an Henri Mugier herangetragen, der unter anderem als Religionslehrer der Jüdischen Gemeinde Bern arbeitet. «Es ist für einen Menschen kaum möglich, zwei religiöse Identitäten zu haben, sich zu zwei Religionen zu bekennen», sagt er. Da das Judentum mit Formen und Regeln stark ins alltägliche Leben eingreife, seien der familiäre Rahmen und die Gemeinde nötig, um diese Religion zu leben. Wenn sich Paare intensiv mit solchen Fragen auseinander setzen, sei er unter Umständen – und als Privatperson – bereit, mit ihnen und einer Pfarrerin oder einem Priester ein freies Ritual zu gestalten. Aber: «Für ein solches Ritual gibt es keine Grundlage, und es hat keinerlei religionsrechtliche Bedeutung.»

## Wenn Eltern «uf d Wält chöme»

Die Gespräche mit bi-religiösen Paaren zeigen: Die eigenen religiösen Erfahrungen in der Jugend spielen für das spätere Glaubensleben eine wichtige Rolle. Als Erwachsene erleben sich viele Menschen als areligiös – und sind erstmals gefordert,



Illustration: Karin Widmer

wenn sie plötzlich über die Hochzeitszeremonie entscheiden müssen. Aus dem danach häufig wieder einsetzenden religiösen Dämmernd werden Eltern durch ihre Kinder geweckt: wenn es zu entscheiden gilt, nach welchem Ritus getauft werden soll. Glaubensmässig so richtig «uf d Wält» kommen Eltern aber meist erst, wenn der religiöse Unterricht ansteht: Sie müssen entscheiden, wie das Kind unterrichtet werden soll. Auf einmal werden der eigene Glaube und jener des Partners, der Partnerin zum Thema; es kommen die Chancen und Schwierigkeiten zweier Konfessionen, zweier Religionen, zweier Traditionen in den Blick.

## Die Crux: Religiöse Erziehung

Bei den meisten der befragten Paare überwiegen die positiven Erfahrungen: Sie empfinden es als «bereichernd, einen andersgläubigen Mann zu haben», sagt etwa

**jüdisch: 802 Personen (1990)**

Bi-religiöse Ehen seien überall, in allen jüdischen Gemeinden, schwierig und stellten Probleme für das Gemeindeleben dar, sagt Rabbiner Michael Leipziger, Bern: Die religiöse Erziehung der Kinder und das Familienleben «fussen bei bi-religiösen Paaren auf nur einem Elternteil». Der Rabbiner ermuntert Eltern, sich für eine der beiden Religionen zu entscheiden, «wenn es auch nicht fürs Judentum ist». Gleichzeitig betont er, eine gute Erziehung hänge nicht allein von der jüdischen Abstammung ab (nur Kinder jüdischer Mütter sind jüdisch).

## Kinder fordern die religiöse Identität ihrer Eltern heraus

Beatrix Gerber, Mitglied des Pfarreirates in Bern-Bethlehem. Dadurch setze sie sich vermehrt mit ihrem Glauben auseinander und profitiere gleichzeitig vom Wissen ihres Partners. Auffallend ist, dass sich in vielen Familien eine religiöse Tradition durchsetzt: Kaum je sind beide präsent.

Der Entscheid über die religiöse Erziehung der Kinder kann aber auch schwierig sein – zu unerwarteten Auseinandersetzungen führte er etwa bei Enrique Ros und Ilana Ganzfried: Als er Ilana kennen gelernt habe, sei sie areligiös gewesen, erzählt Enrique. Er sei deshalb davon ausgegangen, dass Tochter Nuria katholisch, wie er, erzogen werde. Für Ilana, die zwar am Judentum und gewissen Ritualen hängt, sich aber nicht besonders mit der Religion auseinander gesetzt oder sich als gläubig bezeichnet hatte, wirkte es befremdend, als ihr Partner der Tochter katholische Kirchen zu zeigen und kulturelle Teile seiner religiösen Tradition zu vermitteln begann.

Heute besucht Nuria den jüdischen Religionsunterricht, die Familie feiert jüdische und christliche Feste. Die Eltern sind sich einig, dass «es ein Widerspruch ist, einem Kind zwei verschiedene religiöse Identitäten aneziehen zu wollen». Gleichzeitig ist Enrique Ros überzeugt, dass «religiöse Erziehung an sich wichtig ist – als Impfung gegen Leute, die behaupten, die Wahrheit zu haben».

## Solidarität

Als ihr zweites Kind in den Unterricht sollte, wurde Christine Ammon aus dem

**christkath.: 1263 Personen (1990)**

Heiraten gemischt-konfessionelle Paare nach christkatholischem Ritus, ist es möglich, die je eigene Konfession zu behalten. Unter anderem aufgrund ihrer ökumenisch offenen Haltung seien konfessionsverbindende Ehen in dieser Kirche «fast die Regel», sagt Peter Hohler, Pfarrer und bischöflicher Vikar – und gleichzeitig eine ständige Bedrohung für ihren Bestand. Christkatholische Mitglieder würden ihrer geografisch manchmal weit entfernt liegenden Kirche oft aus praktischen Gründen den Rücken kehren und die Kinder in der jeweils anderen Konfession erziehen.

Busch geklopft. Beide Kinder waren reformiert getauft – das ältere bereits im reformierten Unterricht –, weil sie und ihr Mann diese Kirche als «die offenste» erachten. Durch ihre Tätigkeit als christkatholische Kirchgemeinderätin hatte die Mutter nun aber «das Bedürfnis mitzuhelfen, dass der christkatholische Glaube weitergeht». Sie sei nach wie vor nicht sehr gläubig, sagt sie. Aber die Geschichte ihrer Kirche imponiere ihr. Nun ministriert die Tochter in der christkatholischen Kirche, der Sohn wurde vor kurzem in der reformierten konfirmiert. Für Christoph Ammon kein Problem: «Wir leben in einer Gesellschaft, in welcher der christliche Glaube eine Rolle spielt – und den sollen unsere Kinder mitbekommen.» Er begleite seine Familie «aus Solidarität» in den christkatholischen Gottesdienst, auch wenn ihm nicht alles zusage. Reformiert erzogen und zivil verheiratet, geht er nur zu Vespern, Lesungen oder Konzerten in «seiner» Kirche.

## Ökumenischer Alltag

Mit einer ökumenischen Trauung in einer reformierten Kirche wollte Lisa\* bewusst einen Kontrapunkt zu ihrer katholischen Herkunft setzen. Es sei auch ein bewusster Entscheid gewesen, Sohn Florian\* in die reformierte kirchliche Unterweisung (KUW) zu schicken, sagt Lisa. Am liebsten wäre ihr ein «überkonfessioneller, ökumenischer Unterricht»; für ihren Mann zählt vor allem, dass Florian ethisches Verhalten lernt.

Den Eltern liegt viel daran, ihren Sohn mit beiden Konfessionen vertraut zu machen: Der «schöneren Rituale» wegen gehen sie an hohen Feiertagen in die katholische Kirche; reformierte Gottesdienste besuchen sie, um bestimmte PfarrerInnen zu hören, wenn ein Kindergottesdienst oder ein spezielles Orgelspiel angesagt sind. Und für die Alltagsfeiern erfinden sie «im Konsens eigene Rituale».

Gerlind Martin

\*Namen geändert

Hilfreich für christlich-muslimische Familien ist das Falblatt: «Eine Familie – Zwei Religionen», hrsg. von der Gemeinschaft von Christen und Muslimen in der Schweiz, Postfach 6243, 3001 Bern, 031 312 55 25



## Grusswort

## Ein Zeichen gesetzt

Liebe Leserin, lieber Leser

Wir hoffen, dass Sie an dieser ganz besonderen Zeitung Freude haben. Freude am Inhalt, Freude auch an der Tatsache, dass die Redaktionen des reformierten «saemann», des katholischen «Pfarrblatt», des christkatholischen «Kirchenblatt» und des «JGB-Forum» der jüdischen Gemeinde zum neuen Jahrtausend eine gemeinsame Ausgabe realisiert haben.

Was uns betrifft, können wir wirklich sagen: «Freude herrscht!» Wir finden es ausserordentlich wichtig – und danken den Redaktionen dafür –, dass die erste gemeinsame Nummer von «Pfarrblatt» und «saemann» vor einem Jahr keine Eintagsfliege war. Dass der Kreis der beteiligten Redaktionen sogar ausgeweitet werden konnte, spricht für die Offenheit aller Beteiligten. Mit der vorliegenden Ausgabe haben die Redaktionen ein wichtiges Zeichen gesetzt. Ein Zeichen, das in einer Zeit, in der nicht nur die Erklärung «Dominus Iesus» die ökumenische Zusammenarbeit erschwert, besonders wichtig ist.

Die vier an dieser Ausgabe beteiligten Zeitungen werden anschliessend wieder getrennt erscheinen. Das ist auch richtig so, gilt es doch für sie unterschiedliche Zielpublika zu erreichen und teils auch unterschiedliche Aufgaben zu erfüllen. Die Arbeit an dieser Gemeinschaftszeitung hat aber zu Erfahrungen geführt, die den Redaktionsalltag über diese Ausgabe hinaus beeinflussen. Genau so ist es ja auch mit der Ökumene: Die Konfessionen sollen nicht zu einem Einheitsbrei vermischt werden, aber immer soll das Verbindende grösser ist als das Trennende.

Wir hoffen, dass diese gemeinsame Zeitung für viele Leserinnen und Leser ein Ansporn dazu ist, die ökumenischen Möglichkeiten, die der Alltag bietet, zu nutzen. Dass sie immer wieder Ansätze für gemeinsame Lösungen und für eine fruchtbare Zusammenarbeit suchen. Und dass sie in allen Mitmenschen stets die Schwester und den Bruder sehen.

Im Namen der in der Interkonfessionellen Konferenz (IKK) zusammengeschlossenen Landeskirchen und der Interessengemeinschaft jüdischer Gemeinden wünschen wir Ihnen ein gesegnetes 2001.

*Samuel Lutz, Synodalratspräsident der Reformierten Kirchen Bern-Jura Traugott Rüttimann, Synodalratspräsident der röm.-kath. Kirche Bern Hans Gerny, Bischof der Christkatholischen Kirche der Schweiz Robert Heymann, Interessengemeinschaft jüdischer Gemeinden*

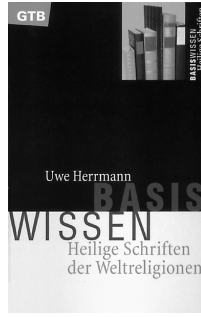
## saemann

Evangelisch-reformierte Monatszeitung  
**Herausgeber:** Verein «saemann»  
**Auflage:** 285 000 Exemplare  
**Redaktion:** Samuel Geiser, Martin Lehmann  
**Redaktionsadresse:** «saemann», Postfach 7822, 3001 Bern; Tel. 031 398 18 20, Fax 031 398 18 23; E-Mail: saemann@swissonline.ch  
**Geschäftsleitung:** Marianne Küffer-Lerch, Bodmenggasse 2, 4917 Melchnau, Tel. 062 927 65 25, Fax 062 927 65 26.  
**Inserate:** JahrhundertPress, Hubel 3, 3257 Grossaffoltern, Tel. 032 389 15 23; Fax 032 389 25 22  
**Abonnemente / Druck:** Länggass Druck AG Bern, Postfach 7062, 3001 Bern, Tel. 031 307 75 75, Fax 031 307 75 80, E-Mail: saemann@ldb.ch, Internet www.ldb.ch

## Bücher zum Thema

## ref., röm-kath., christkath., jüd.: Die Bücher dazu

## Weltreligionen



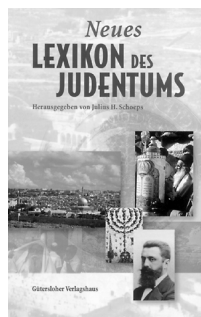
Uwe Herrmann. **Basiswissen Heilige Schriften der Weltreligionen.** 95 Seiten. Gütersloher TB, 2000. Fr. 13.80

**Das Oxford Lexikon der Weltreligionen.** Hrsg. von John Bowker. 1154 Seiten mit Abbildungen. Patmos, 1999. Fr. 114.–

Udo Tworuschka. **Die Religionen der Welt.** 352 Seiten mit Abbildungen. Gütersloher Verlagshaus, 1999. Fr. 37.50

Emma Brunner-Traut. **Die fünf grossen Weltreligionen.** 143 Seiten. Herder Spektrum, Neuausgabe, 2000. Fr. 14.80

## Judentum



**Neues Lexikon des Judentums.** Herausgegeben von Julius H. Schoeps. 896 Seiten mit Abbildungen. Gütersloher Verlagshaus, 2000. Fr. 37.50

Leo Baeck: **Das Wesen des Judentums.** 327 Seiten. Fourier 1991. Fr. 25.80

Gilbert S. Rosenthal und Walter Homolka. **Das Judentum hat viele Gesichter.** Die religiösen Strömungen der Gegenwart. 192 Seiten. Gütersloher TB 739, 2000. Fr. 26.–

Marianne Wallach-Faller. **Die Frau im Tallit.** Judentum feministisch gelesen. 272 Seiten mit Abbildungen. Chronos Verlag, 2000. Fr. 34.–

Alfred J. Kolatch. **Die Jüdische Welt verstehen.** 600 Fragen und Antworten. 375 Seiten. Fourier, 1995. Fr. 28.–

**Sidur Sefat Emet** (hebräisch/deutsch). 340 und 44 Seiten. Victor Goldschmidt Basel, 1995, Fr. 28.–

## Internet

- www.jgb.ch; Jüdische Gemeinde Bern
- www.hagalil.com: Judentum in Europa

## pfarrblatt

Wochenzeitung der röm.-kath. Pfarreien des Kantons Bern, alter Kantonsteil  
**Herausgeberin:** Pfarrblatt-Gemeinschaft Bern, Präsident: Pfr. Moritz Bühlmann  
**Auflage:** 48 000 Exemplare  
**Redaktion:** Angelika Boesch (boe), 031 327 50 51 E-Mail: angelika.boesch@spectraweb.ch Jürg Meienberg (jm), 031 327 50 52 E-Mail: juerg.meienberg@spectraweb.ch  
**Redaktionsadresse:** Postfach 845, 3000 Bern 7, Tel. 031 327 50 50, Fax 031 327 50 55 E-Mail: pfarrblatt.bern@spectraweb.ch  
**Internet:** www.kathbern.ch/pfarrblatt  
**Inserate:** Treuhandbüro Keel, Tel. 031 921 85 85, Fax 031 921 86 48, E-Mail: gkeel@swissonline.ch

## Christentum



Jens Herzer. **Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, Weihnachten.** Was wissen wir über die Ursprünge des Christentums? 166 S. Cansteinsche Bibelanstalt 2000. Fr. 19.80

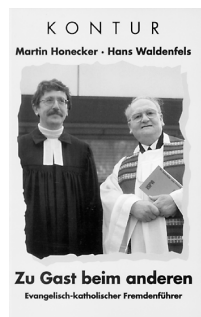
Eugen Biser. **Glaubenserweckung.** Das Christentum an der Jahrtausendwende. 303 Seiten. Patmos 2000. Fr. 39.80

Georg Schwickart. **Basiswissen Christentum.** 95 Seiten. Gütersloher Verlagshaus 2000. Fr. 12.80

## Internet

- www.kirchen.ch

## Ökumene



Martin Honecker und Hans Waldenfels. **Zu Gast beim anderen.** Evang.-katholischer Fremdenführer. 239 Seiten. Bonifatius, aktualisierte Neuausgabe 1997. Fr. 28.30

Frieling, Reinhard. **Der Weg des ökumenischen Gedankens.** Eine Ökumenekunde. Vandenhoeck & Ruprecht. Fr. 26.80

Peter Lüning. **Ökumene an der Schwelle zum dritten Jahrtausend.** 166 Seiten. Pustet 2000. Fr. 16.80

**Ökumenische Kirchengeschichte der Schweiz.** Hrsg. von Lukas Vischer, Lukas Schenker und Rudolf Dellsperger. Paulusverlag/Friedrich Reinhardt Verlag 1994. 374 Seiten mit vielen Illustrationen. Fr. 78.–

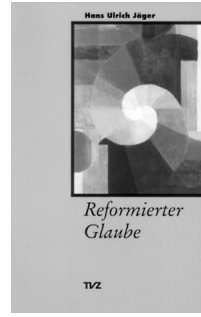
Andreas Rössler. **Evangelisch-Katholisch.** Grundlagen, Gemeinsamkeiten und Unterschiede. 144 S. Gütersloher 2001. Fr. 19.80

**Vision 2001.** Die grössere Ökumene. Hrsg. von Udo Tworuschka, Reinhard Kirste u.a. 192 Seiten. Böhlau 1999. Fr. 44.50

## Internet

- www.bernerkirchen.ch; ökumen. Portal

## Reformierte Kirche



Hans U. Jäger. **Reformierter Glaube.** 107 Seiten. TVZ 1994. Fr. 19.–

**Reformiert sein heute:** 25 Fragen und Antworten zum christlichen Glauben aus reformierter Sicht. Hrsg. von Ernst Saxer. Friedrich Reinhardt, 2000. Fr. 9.80.

Samuel Lutz. **Was glaubt ihr eigentlich?** Reformiert sein heute. Reformierte Kirchen Bern-Jura, Postfach, 3000 Bern 23. Fr. 1.40

## Internet

- www.refkirchenbeju.ch; Kirchen Bern-Jura
- www.ref.ch; Ref. Kirchen der Schweiz

## Römisch-katholische Kirche



Otto Hermann Pesch. **Kleines katholisches Glaubensbuch.** 136 Seiten. Topos TB 29, 14. Auflage 1997. Fr. 10.80

**Redaktionshandbuch Katholische Kirche.** Zum Nachschlagen und Nachdrucken. Hrsg. von Anton Magnus Dorn und Gerhard Eberts. 235 Seiten. List 1996. Fr. 37.–

**Katechismus der katholischen Kirche.** 816 S. mit Abbildungen. Paulusverlag u.a. 1993. Kleine, vollständige Ausgabe. Fr. 25.–

**Codex Iuris Canonici.** Codex des kanonischen Rechts. Lateinisch-deutsch. 934 Seiten. Butzon und Bercker u.a. Neuausgabe 2001. Fr. 46.–

Herbert Vorgrimler. **Neues Theologisches Wörterbuch** (mit CD-Rom). 698 Seiten. Herder 2000. Fr. 65.–

**Schott Messbuch,** 3 Bände. Herder 1982–84, je 820 Seiten. Fr. 27.– (broschiert); Fr. 38.– (gebunden)

## Internet

- www.kathbern.ch; Kirche Kanton Bern
- www.kath.ch; Kirche Schweiz

## Christkatholische Kirche



**Die christkatholische Kirche der Schweiz.** Hrsg. v. Harald Rein/Urs von Arx. 16 S. Christkath.Schriftenverlag, 1999. Gratis

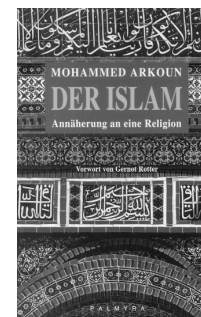
Urs Küry. **Die altkatholische Kirche.** Ihre Geschichte, ihre Lehre, ihr Anliegen. 558 Seiten. 3. Aufl. 1982. Fr. 129.–

Angela Berlis. **Frauen im Prozess der Kirchwerdung.** Hist.-theol. Studie zum Anfang des deutschen Altkatholizismus. 742 Seiten. Peter Lang, 1998. Fr. 140.–

## Internet

- www.christkath.ch

## Islam



Mohammed Arkoun. **Der Islam.** Annäherung an eine Religion. 294 Seiten. Palmyra, 1999. Fr. 33.–

Werner Trutwin. **Islam.** (Arbeitsbuch für die Sekundarstufe: Die Weltreligionen). 120 Seiten. Patmos, 1998. Fr. 19.80

**Frauen in islamischen Welten.** Eine Debatte zur Rolle der Frau in Gesellschaft, Politik und Religion. Hrsg. von Angelika Vauti und Margot Sulzbacher. 155 Seiten. Brandes&Aspel, 1999. Fr. 29.80

Annemarie Schimmel. **Sufismus.** Eine Einführung in die islamische Mystik. 125 Seiten. Beck, 1998. Fr. 14.–

## Internet:

- www.islam.ch; Schweizer Muslime
- www.palmyra-verlag.de; Verlag mit islamischer Literatur

Alle Bücher können bezogen werden bei: Ökum. Buchhandlung Voirol, Rathausgasse 74, 3011 Bern, Tel. 031 311 20 88, Fax 031 311 62 31, E-Mail: info@voirol-buch.ch

Redaktion: Angelika Boesch

## Christkatholisches Kirchenblatt

**Herausgeberin:** Medienkommission der Christkatholischen Kirche der Schweiz  
 123.Jahrgang; erscheint alle drei Wochen  
**Auflage:** 8300 Exemplare  
**Redaktion:** (Allgemeiner und Panoramateil) Maja Weyeremann, Zinggstrasse 33, 3007 Bern, Tel. 031 372 20 19, Fax 031 372 50 04 E-Mail: kirchenblatt@christkath.ch  
**Internet:** www.christkath.ch  
**Adressänderungen, Abonnemente:** W. Gassmann AG, Längfeldweg 135, 2501 Biel Tel. 032 344 82 22, Fax 032 344 83 31  
**Druck:** W. Gassmann AG, Tel. 032 344 82 22  
**Inserate:** Samuel Stierli, Birkenstrasse 9 4142 Münchenstein Tel. 061 411 01 60 (P), 061 686 92 25 (G)

## JGB-FORUM

Publikation der Jüdischen Gemeinde Bern und der Israelitischen Gemeinde Biel.  
**Herausgeberin:** Jüdische Gemeinde Bern (JGB), Kapellenstrasse 2, 3007 Bern, Tel. 031 381 49 92  
 Erscheint zweimal jährlich  
 E-Mail: info@jgb.ch  
 Internet: www.jgb.ch  
**Auflage:** 600 Expl.  
**Redaktion:** Peter Abelin (Text) E-Mail: abelin.peter@freesurf.ch Georges Hill (Bild) E-Mail: geohill@datacomm.ch  
**Redaktionsadresse:** Holligenstr. 72, 3008 Bern

# Kirche, Konfession und Kabarett

Über das Kreuz mit der Kirche und den Krampf mit den Konfessionen – fünf Fragen an vier KünstlerInnen.

*Was bedeutet Ihnen Ihre Konfession? Inwiefern beeinflusst Ihr konfessioneller Hintergrund Ihre kabarettistische Arbeit?*

*«Kirche und Kabarett wollen eigentlich dasselbe: die Welt zum Guten verändern.» Was sagen Sie zu dieser These?*

*Weshalb zieht das Kabarett mehr Leute an als die Kirchen und Religionsgemeinschaften?*

*Was halten Sie im Zeitalter der Globalisierung, der Fusionen und der Abschaffung der nationalen Währungen in Europa von der Annäherung zwischen den Religionen?*

*Wie sieht Ihre Vision einer religiösen Gemeinschaft aus, in der Sie sich wohl und aufgehoben fühlen könnten?*



**Dodo Hug (ref./konf.los)**

ist Sängerin, Musikerin, SchauspielerIn, Komödiantin, Songwriterin. Die Bernerin gastiert seit vielen Jahren auf in- und ausländischen Bühnen. [www.dodohug.ch](http://www.dodohug.ch)

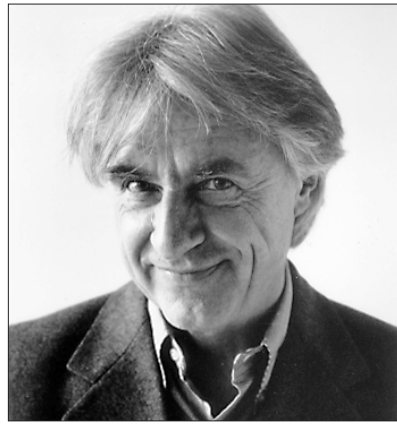
Früher stand in meinen Papieren: «ref.». Tatsächlich wurde ich in Le Locle/NE konfirmiert. Seither bin ich allerdings ein eher seltener Gast von Predigten – ausser, ich kenne den Pfarrer oder die Pfarrerin persönlich. Heute interessiert mich an der Religion mehr der philosophische und geschichtliche Aspekt oder das Rituelle und Geistig-Mystische. In Kirchen ging ich allerdings schon als Kind sehr gerne, weil dort gesungen wurde. Und heute suche ich sie in anderen Ländern auf, um Ruhe zu finden. Eine gewisse Beeinflussung durch den konfessionellen Hintergrund kann wohl niemand, auch ich nicht, leugnen; eine direkte Beeinflussung meiner künstlerischen Arbeit findet aber nicht statt.

Wollte das die Inquisition nicht auch schon? Und wollen das die KabarettistInnen wirklich? Ich denke, dass man mit Kabarett wenig verändert – und wenn doch, dann bloss für kurze Zeit. Ich bin jedenfalls der Meinung, dass man die Menschen eher über den Humor und die Freude erreichen kann... – das Leben ist schon ernst genug!

Weil Kabarett lustig, sinnlich und frech sein kann. In der reformierten Kirche hingegen getraue ich mich kaum zu lachen und fröhlich zu sein – aus Angst, ich würde jemanden vor den Kopf stossen.

Ich finde, dass es langsam Zeit wird für eine Annäherung zwischen den verschiedenen Religionen. Einige Oberhäupter haben ja bereits erste Schritte in diese Richtung unternommen, aber bis diese Ideen auch in der breiten Bevölkerung Fuss fassen, kann es noch Jahre dauern. Im Grunde genommen beten wir doch alle zu ein- und demselben Gott. Wenn auch jeder auf seine, jede auf ihre Weise.

Darüber habe ich mir leider noch nie Gedanken gemacht. Aber wenn jedeR den Nächsten respektieren könnte, bräuchte es vielleicht gar keine kleineren Gemeinschaften, vielmehr wären wir alle eine grosse Gemeinschaft.



**Emil Steinberger (röm.-kath.)**

spielt seit 1987 nicht mehr den «Emil». Nach Jahren in New York ist er wieder in der Schweiz und hat eben das Buch «Wahre Lügengeschichten» herausgebracht.

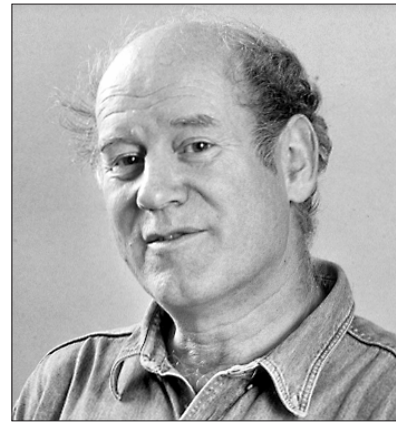
Im alten Pass stand noch: «Konfession: röm.-kath.». Der Zollbeamte konnte dies jeweils sofort bestätigen; hätte ich mich bei der Passkontrolle doch mal protestantisch benommen, wäre er sicher ins Schleudern geraten... Meine römisch-katholische Schulung hat mir viele Schuldgefühle eingebracht. Mit 30 entschied ich, inskünftig nach meinen Gefühlen zu entscheiden und nicht mehr nach den Vorgaben der Kirche. Auf mein Kabarett hatte meine Konfession keinen Einfluss, ausser, dass es unser Pfarrer war, der mich auf mein Talent aufmerksam gemacht hatte. Bewusst gab es in meinen Programmen keine religiösen Themen. Ich wollte nie religiöse Empfindungen verletzen.

Ich höre noch jetzt diese ewig gleichen Worte über die Dreifaltigkeit Gottes. Mit diesem Wissen werden die Menschen nicht besser. Als Kabarettist zeigte ich nur, wie wir sind und uns benehmen, hatte keine missionarischen Gedanken. Aber fröhliche Menschen bringen sich positiver in eine Gemeinschaft ein. Somit hätte ich unbeabsichtigt doch etwas Gutes getan.

Gutes politisches Kabarett hat volle Häuser. Auch ein interessanter, reflektierender, ironisch-kritischer Gottesdienst, der sich mit dem Dasein befasst, könnte es schaffen, dass man seinen Platz beim TicketCorner reservieren müsste. Aber mit ein bisschen Jazz im Gottesdienst ist es nicht getan.

Bei der Europäischen Union waren es Staatsmänner, welche die «Fusion» einführten; in Sachen Religion können es einzig die Menschen sein – und nicht die kirchlichen Oberhäupter, die auf das Alleinseligmachende pochen und die Konkurrenz scheuen. Missionieren bringt nur Trauer in die Welt. Ich glaube nicht, dass ein Afrikaner, wenn er die Geschichte der Mutter Maria gehört hat, seinen Alltag verändert. Ökumenische Gottesdienste stimmen glücklich, weil wir die Chance des Friedens unter den Menschen spüren.

Darf eine religiöse Gemeinschaft schweigen, wenn Menschen, die 30 Jahre in unserem Land gelebt, gearbeitet und zum Gemeinwohl beigetragen haben, nicht anerkannt werden, nur weil sie 700 km weiter südlich geboren wurden? Eine Kirche muss Stellung nehmen zum aktuellen Leben; auch zur Verdummung, zum Reichtum, zum Älterwerden. Sie muss uns mit ihren Themen in den Bann ziehen, Aktionen starten, interessante Menschen zusammenbringen, Feinde an einen Tisch holen – nicht, weil es in der Bibel steht, sondern weil wir Menschen das brauchen.



**Franz Hohler (christ-kath.)**

seit Jahrzehnten freischaffend für Bühne, Radio und TV tätig; Verfasser von Erzählungen, Romanen, Theaterstücken, Gedichten und Kinderbüchern.

Die christkatholische Konfession lässt mich die Minderheiten-Situation erleben. Allerdings kann in konfessionellen Minderheiten oft auch eine sektenartige Stimmung entstehen: dadurch, dass es so viel Aufwand kostet, für die wenigen Gläubigen eigene Rituale zu veranstalten. Ich erinnere mich gut an die «Christenlehre», in der uns das Alte und das Neue Testament erzählt wurden: Werke, die unabhängig von der Konfession zum abendländischen Kulturgut gehören. Zufälligerweise spiele ich zurzeit erstmals ein Programm mit einem biblischen Bild: «Im Turm zu Babel». Mich überrascht, wie viele Menschen der jüngeren Generation von dieser Geschichte keine Ahnung haben.

Sie ist etwas zu einfach. Ich erwarte ja nicht, dass die Zuschauer das Theater als bessere Menschen verlassen. Ich möchte das Publikum auf einen unterhaltsamen und nachdenklichen Spaziergang durch unsere Zeit mitnehmen und freue mich, wenn es nachher Gespräche darüber gibt, Assoziationen und eigene Erlebnisse über das, was ich erzählt und dargestellt habe.

Lachen ist halt einfacher als beten.

Machen wir uns keine Illusionen: Protestantismus und Römisch-Katholizismus sind unvereinbar. Der Protestantismus hat die Freiheit des Menschen, sich ein eigenes Bild des Unvorstellbaren zu machen, Ernst genommen. Diesen Schritt hat der Katholizismus mit seinen vielen Vorschriften und Regeln, die tief in die Intimsphäre eingreifen, nie geschafft; da nehme ich auch den Christkatholizismus nicht ganz aus, der zwar den Katholizismus liberalisiert, aber über 100 Jahre gebraucht hat, bis er Priesterinnen weihte.

Mit anderen das Gleiche glauben, würde genügen. Ich behaupte aber: 95 Prozent der KirchgängerInnen glauben nicht wirklich, dass Jesus der Sohn Gottes ist, geschweige denn an seine jungfräuliche Geburt. Und dass uns sein Foltertod von unseren Missetaten erlösen soll, ist eine höchst komplizierte Vorstellung, über die man nicht einfach froh werden kann. In einer Kirche, die weiss, was wahr ist, kann ich mich nicht wohl fühlen. Wo ich zuhause wäre: in einer Gemeinschaft des Nachdenkens. Es gibt in der Kirche Ansätze dazu: etwa in Boldern oder im Romero-Haus.



**Gusti Pollak (jüd./konf.los)**

seit 30 Jahren auf Kleintheaterbühnen und neuerdings als Begleiter von Fachtagungen unterwegs. Autor im Team von «Kaktus» (DRS 1).

Ich habe nie einer Kirche angehört. Der multikulturelle Hintergrund (Mutter ref., Vater jüd.) ist aber für meine Identität zentral. Vaters Geschichte, seine Flucht, der Verlust von Familienmitgliedern im KZ haben auch mich geprägt. Das Gefühl, herkunftsmässig und kulturell eher am Rande zu stehen, hat wohl meine Weltanschauung beeinflusst: der Betrachter, der die Dinge vom Rand her anschaut. Mir gefällt die jüdische Haltung des «Klärens» und Grübelns, die Engagement und Zuwendung zu den Dingen, aber auch Selbstkritik und -ironie beinhaltet. Die Neigung, Entsetzen und Wut möglichst auch lachend zu bewältigen, hat vermutlich auch mit dem Hintergrund zu tun.

Verändern ist ein hohes Wort. Eher: Die guten Seiten stärken im Glauben an eine bessere Zukunft – auch gegen Widerstände. In diesem Sinn bejahe ich die These. Wo aber Kabarett und Kirche mehr zu ihrer Selbstbestätigung predigen als für die Autonomie der Menschen, kehrt sich die These in ihr Gegenteil! Ich sage: Lieber missionärrisch als missionarisch.

Global gesehen, stimmt das wohl nicht. Was unsere Umgebung betrifft: Lachen, auch engagiertes, ist attraktiver als engagiertes Reinknien in einer religiösen Gemeinschaft, die auch weit bindender ist als Kabarett. Auch ich selber würde mich eingengt fühlen.

Zu den wenigen Bildern, die wir in unserem Simmentaler Holzhaus haben, gehört ein ein Meter hohes Szenenbild von Wolfgang Reichmann als «Nathan der Weise». Eine Annäherung aller Menschen, die guten Willens sind, ist nicht nur ein inniger Wunsch von mir, sondern wird wohl in absehbarer Zeit eine Überlebens-Notwendigkeit werden. Ob das aus allgemein ethisch-moralischer Motivation oder explizit religiöser passiert, wird dann nicht mehr vorrangig sein.

Bei dieser Frage kommt mir mein Hintergrund in die Quere. Etwa der bittere Gedanke, dass auch die Inquisitoren und die Nazis Weihnachten feierten. Es ist wohl zu schwer, für etwas, in dem man nie drin war, eine Vision zu entwickeln.

Wenn es eine Kirche gäbe, welche die Selbstbestimmung aller Menschen wünschte und förderte – würde sie wohl an ihrer Selbstauflösung arbeiten?

Wenn alle ihre Kultur selber gestalten würden, bräuchte es da noch Kabarettisten?

Redaktion: Martin Lebmamm